

2506

Pfuhl.

Sonder - Abdruck

aus den

Göttingischen gelehrten Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

Bibliothèque Maison de l'Orient



150130

Χρῆστος Τσοῦντας, Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου. Mit 47 Tafeln und 312 Abbildungen im Text. (Βιβλιοθήκη τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἐταιρείας.) ἐν Ἀθήναις 1908: Σακελλάριος. ις'. 432 Sp. 40 M.¹⁾.

Durch das glänzende Organisationstalent und die hervorragende wissenschaftliche Einsicht von Panajotis Kavvadias hat die griechische Verwaltung der Altertümer eine vorbildliche Höhe erreicht. Von der Steinzeit bis tief ins Mittelalter reichen die Arbeiten des Ministeriums und der archäologischen Gesellschaft; überall wird die dreifache Forderung erfüllt, wissenschaftlich zu graben, Fundstätten und Funde zu erhalten und in Museen und Publikationen der Verwertung zuzuführen. Die überraschenden Erfolge des Wiederaufbaus der hervorragendsten Bauten in streng wissenschaftlicher und konservativer Weise krönen das Werk, und die Liberalität, welcher die Vertreter aller Kulturvölker vor der gemeinsamen Aufgabe als gleich gelten, ist der ehrenvollste Beweis eines wohlverstandenen Patriotismus.

Das vorliegende ausgezeichnete Werk, das die archäologische Gesellschaft herausgegeben hat, ist ein beredtes Zeugnis für den Geist, der bisher in der griechischen Altertumforschung herrschte. Der verdienstvolle Leiter des Athenischen Nationalmuseums, Valerios Staïs, dessen zahlreichen Ausgrabungen wir eine Fülle wichtiger Funde und Beobachtungen verdanken, grub im Jahre 1901 bei Dimini in Thessalien, im südwestlichen Winkel der Ebene von Volo, ein mykenisches Kuppelgrab aus. Auf der Suche nach weiteren Gräbern fand er oben auf dem Hügel, in dessen Abhang das Kuppelgrab liegt, eine vorgeschichtliche Burg, deren Bedeutung er sofort erkannte. Er grub sie fast vollständig aus und ließ einen Plan aufnehmen, der die Grundzüge festlegte. Auch in dem weiter westlich in ansteigendem Hügel-land gelegenen Sesklo erkannte Staïs eine ähnliche Ansiedlung und machte seinen Kollegen Christos Tsuntas darauf aufmerksam. Tsuntas grub diese Burg im gleichen und im folgenden Jahre aus; Staïs dagegen war durch andere Verpflichtungen verhindert, seine Ausgrabung zu vollenden und zu bearbeiten. Er tat daraufhin, was selbstverständlich sein sollte, aber keineswegs ist: er trat seine bedeutamen, an Erhaltung Sesklo weit übertreffenden Funde an Tsuntas ab.

Durch die Liberalität von Staïs war die Bearbeitung der thessalischen Funde in der Hand desjenigen Gelehrten vereinigt, dessen eindringende Forschungen ihn längst zur ersten Autorität in Sachen

1) Von der Literatur des Jahres 1910 konnten nur die Anfänge noch berücksichtigt werden. Besonders hingewiesen sei nachträglich auf Lehnerts Festungsbau der jüngeren Steinzeit und auf die Ausgrabung in Vinča in Serbien von Vassits, beides in der Prähistorischen Zeitschrift II.

der griechischen Vorgeschichte gemacht haben. Tsuntas hat uns geschlossene Kulturbilder der frühen wie der späteren griechischen Bronzezeit in musterhaften Ausgrabungen und Veröffentlichungen vor Augen gestellt. Er zeigt uns jetzt in einem innerlich wie äußerlich gleich reichen Werke zwei Perioden einer hochentwickelten steinzeitlichen Kultur, welcher eine weniger hochstehende Bronzezeit folgt. Die Untersuchung von Dimini und Sesklo hat der Verfasser dadurch auf die breiteste Basis gestellt, daß er den Rand des pagasäischen Golfes und die beiden großen Binnenebenen Thessaliens systematisch durchstreift hat — in den Sommerferien der Universität Athen, was eine Hingabe bedeutet, die nicht verschwiegen sein soll. Er ist dabei naturgemäß den beiden Bahnlagen gefolgt; auf der Karte findet man leicht die Zentren radialer und schleifenförmiger Ausflüge, die stark an Pausanias erinnern (Pharsalos, Sophades u. a.). Die Zentren der Landschaft und große Teile ihrer Ränder sind dabei unberührt geblieben, und dennoch hat Tsuntas gegen hundert Ansiedlungen durch Scherbenfunde und Tastgrabungen festgestellt. Ueber sechzig waren nachweislich schon in der Steinzeit besiedelt, fast alle in der Bronzezeit — ein Verhältnis, das sich bei genauerer Untersuchung gewiß noch zu gunsten der Steinzeit verschieben würde. Das reiche Ebenland war also schon auf der ältesten Kulturstufe dicht bevölkert und wahrscheinlich besser kultiviert als bei der heutigen Latifundienwirtschaft, gegen welche sich die Bauern eben jetzt auflehnen.

Daß mit der Ausgrabung zweier Burgen nicht alles Wissenswerte über ein in Raum und Zeit so ausgedehntes Fundgebiet festgestellt sein kann, versteht sich von selbst und wird vom Verfasser wiederholt hervorgehoben; wirklich scheinen die Ausgrabungen der Engländer in Zerelia bereits eine bedeutende Verschiebung der Datierung zu erfordern. Verdienst und Wert der grundlegenden Arbeit von Tsuntas wird dadurch nicht beeinträchtigt; auf seiner monumentalen Publikation fußen auch die, welche seine Folgerungen in Zweifel ziehen. Für die Urkundlichkeit seines Berichtes ist folgendes bezeichnend. Die einzige Schwäche der Veröffentlichung liegt in dem Plan von Dimini, für welchen Staïs nicht rechtzeitig einen geschulten und wissenschaftlich sorgfältigen Architekten beschaffen konnte — es gibt deren in Griechenland höchstens zwei oder drei. Tsuntas, der die einfacheren Ruinen von Sesklo selbst mit dem Meßtisch aufgenommen hat, mußte sich in Dimini begnügen, die wesentlichen Versehen zu verbessern, was teilweise nur im Text geschehen konnte; für einzelne wichtige Gebäude gibt er dort auch ergänzte schematische Grundrisse. Trotz dieses Mangels in der architektonischen Aufnahme gestatten nun die genauen Angaben im Text, Zweifel gegen

die Deutung der Ruinen durch den Verfasser nicht nur zu erheben, sondern auch zu begründen. Außer den Plänen enthält das Buch eine Karte von Thessalien und 44 weitere Tafeln sowie 312 Textbilder, die ausnahmslos ganz vortrefflich sind; die Bunttafeln nach Gilliérons schönen Aquarellen gehören zu der kleinen Zahl vollendeter farbiger Wiedergaben antiker Vasen — denn ich schließe doch wohl mit Recht von den häufigeren Gattungen, die in meiner Scherbensammlung vertreten sind, auch auf die seltneren.

Ich gebe zunächst eine Inhaltsübersicht, wobei ich nur auf das näher eingehe, was ich nicht weiterhin ausführlich besprechen werde. Da das Buch alle Prähistoriker angeht, nicht alle jedoch das glänzende Griechisch des Verfassers bequem lesen dürften, gebe ich einen möglichst vollständigen Ueberblick des Wichtigsten; die Kleinfunde müssen dabei freilich zurückstehen. In der Einleitung werden die dem Verfasser bekannten Ansiedlungen aufgezählt und charakterisiert. Eine allgemeine Erörterung zeigt, wie viele Fragen noch zu beantworten sind; die nächste Forderung ist die Ausgrabung einer ganz in der Ebene gelegenen Fundstätte. Die folgenden Kapitel enthalten die Beschreibung und baugeschichtliche Untersuchung von Dimini, Sesklo und einigen versuchsweise angegrabenen Orten. Im dritten Kapitel sind die Gräber, die sämtlich der Bronzezeit angehören, behandelt. Gräber der Steinzeit sind nicht nachgewiesen, nur in Dimini hat sich im Südwesten eine Menge von Skelettresten gefunden, die teilweise unter der vierten Ringmauer der letzten Steinzeit lagen, also älter sind. Tsuntas glaubt hie und da die Hockerlage zu erkennen, vermeidet aber das Wort Grab wohl deshalb, weil keinerlei künstliche Herrichtung deutlich und nur ein einziges kleines Gefäß in der Nähe gefunden ist. Demnach handelt es sich vielleicht um eine Schar von Erschlagenen, deren Leichen unbestattet liegen blieben; die Hockerlage wäre dann trügerisch oder zufällig. An regelmäßige Aussetzung der Leichen dicht bei der Wohnstätte wird man kaum denken dürfen. Von den zahlreichen, im allgemeinen sehr ärmlichen Kistengräbern auf den Burgen zwischen und unter den gleichzeitigen Häusern sowie im freien Felde, z. T. neben den Hütten, erklärt Tsuntas so bestimmt, sie stammten alle aus der Bronzezeit, daß offenbar überall durch Fundschichten und Beigaben jeder Zweifel und damit der Gedanke ausgeschlossen ist, die Gräber ohne bronzezeitliche Beigaben könnten teilweise in die Steinzeit gehören. Es entspräche dem allgemeinen Bilde höherer Kultur in der Steinzeit, wenn man die Toten damals außerhalb der Ansiedlung bestattet hätte; doch kann man sie auch den Tieren zum Fraß ausgesetzt haben, was ja selbst bei hochstehenden indogermanischen Völkern bis heute vorkommt. Auch für die

Bronzezeit ist übrigens Bestattung im Hause selbst nirgends zwingend erwiesen, denn ein Durchschlagen des Fußbodens scheint auch da nicht beobachtet zu sein, wo ein Grab unter einem Hause liegt; das Haus könnte in solchem Falle also jünger sein. In Form und Ritus entsprechen die Gräber durchaus den Kistengräbern der Kykladen. Sie bestehen meist aus Steinplatten, seltener aus großen Lehmziegeln (wie in Orchomenos), deren vier die Wände, eine den Deckel bilden; selten kommen mehr, bis zu fünfzehn, Platten vor, vereinzelt ein Platten- oder Kieselbett und eine Platte als Kopfkissen. Die Länge bleibt meist unter 1,5 m, nur in einem der wenigen Fälle, wo zwei bis vier Tote gemeinsam bestattet sind, werden 2 m erreicht. Unter 180 Gräbern sind nur drei Pithoi. Eine Orientierung derart, daß der Kopf von Westen nach Osten blickt, ist nur bei den zwanzig Gräbern von Dimini häufig, also vielleicht zufällig. Die Hocker liegen meist auf der linken Seite, nur einer auf dem Rücken wie in mykenischen und noch in geometrischen Gräbern auf Kreta. Die Hand unter oder beim Kopfe, das Gefäß davor sprechen auch hier für die Paarung von Hypnos und Thanatos, die bei feiner Empfindenden doch wohl stets den Vorrang vor der Bindung von Leib und Seele besitzt. Selbst der plumpe homo Mousteriensis Hauseri war ja schon wie zum Schläfe gebettet¹⁾. Tsuntas schließt die einleitenden Angaben mit einer auf

1) Vgl. GGA. 1906 S. 347, 1909 S. 561. Die sehr verdienstliche Zusammenstellung von Andree, Archiv für Anthropologie 1907, zeigt, daß bei den Primitiven auf der ganzen Erde heute der Wunsch, die Seele zu binden, vorwiegt, aber durchaus nicht allein herrscht (vgl. v. Duhn, Archiv für Religionswissenschaft 1906 S. 3). Es liegt ja nahe, daß »Wilde« der Gewalt mehr trauen als der friedlichen Ueberredung, die sich in reicher Ausstattung und mannigfaltiger Versöhnung des Toten kundgibt. Letzteres stellt zunächst nur im intellektuellen Sinn eine höhere Kulturstufe dar: man sieht ein, daß man die Seele nicht mit Stricken materiell binden oder doch durch Analogiezauber bannen kann. So kommt man zu einem Kultus, der der Seele Besitz und Freuden des Diesseits voll ersetzen soll, ihr also auch die Waffen läßt, die andere ihr ängstlich vorenthalten; schon dem homo Mousteriensis Hauseri ist sein Faustkeil mitgegeben worden. Während die »Wilden« — und nicht nur sie, sondern teilweise noch die heutigen Griechen, die dafür freilich nur noch Reinlichkeitsgründe kennen — alle Oeffnungen der gefesselten Leiche verstopfen und vernähen, öffneten die Aegypter der Seele Türen und Schachte und stellten ihr Reserveleiber zur Verfügung; die Asche der Keer hinwiederum wurde in Mörsern klein gestampft und in die hohe See gestreut. Die Bräuche wechseln und kreuzen sich nach Zeiten, sozialen Schichten und individueller Neigung; Logik und Konsequenz bleiben selten gewahrt. Im Verlauf der Entwicklung wird die Geisterfurcht zur Pietät und die Erklärung der Gebräuche von Seiten derer, die sie üben, ist oft genug rein ätiologisch und hat weniger Wert als die von Andree gerügten Erklärungen vom Schreibtisch; denn der ernsthafte Stubengelehrte pflegt doch mindestens über ein reicheres Vergleichsmaterial zu verfügen als der Wilde und selbst der katholische Priester, der die offizielle Erklärung eines Brauches gibt,

genaueste Beobachtungen gestützten ausführlichen Polemik gegen Dörpfelds Annahme einer Ansengung der unverbrannten Leichen. Man könnte meinen, daß dieser aus einem Zirkelschluß entstandenen Hypothese damit zu viel Ehre angetan sei, doch hat ihre Suggestionskraft bereits begonnen, bei Dilettanten Verwirrung zu stiften; keine Verwaltung heimischer Altertümer kann aber die erbetene und unerbetene Hilfe der Lokalantiquare entbehren; es gilt, sie an sorgfältige Beobachtung und an wissenschaftliche Gesichtspunkte zu gewöhnen.

Es folgt ein Ausgrabungsbericht, dessen Uebersichtlichkeit darunter leidet, daß die Beigaben im einzelnen genau beschrieben sind. Das wäre, soweit es nötig war, besser im Zusammenhange der nächsten, katalogmäßigen Kapitel geschehen; die Verweise auf den Ausgrabungsbericht sind dort ebenso lästig, wie die ausführliche Beschreibung hier. Ferner wäre eine kurze Zusammenfassung über den Inhalt der im allgemeinen ärmlichen Gräber erwünscht gewesen. Ihr Fehlen ist in diesem verhältnismäßig kurzen Bericht erträglich, doch möchte ich

in welchem der Forscher arges Heidenerbe erkennt (z. B. Hock, griechische Weihegebräuche S. 32; vgl. auch de Mot, Mémoires de la société d'anthropologie de Bruxelles 1908). In diesem Sinn liefert Andree nur Rohstoff, wenn er auch gelegentlich den Wert volkskundlicher Forschung hervorhebt. Bei seiner Polemik gegen die freilich nirgends erwiesene Deutung als Embryolage gleitet er z. B. allzuleicht über die von Dieterich herangezogenen Vorstellungen von Kind und Korn und von der Wiederkehr der Ahnenseelen in den Kindern hinweg. Ich will diese Deutung nicht verteidigen, bemerke aber, daß heute in analphabeten Levantedörfern, die nie ein Arzt betreten hat, jeder die Embryolage kennt; Primitive sind in allgemein menschlichen Dingen nicht so unwissend wie wir; einmal irgendwie erworbene Kenntnisse pflanzen sich fort wie der Instinkt, die scharfen Sinne und die Gerüchte, die schneller als unsere Telegramme ganz Afrika durch-eilen. Andrees Frage, ob ein Urmensch einmal den Kaiserschnitt gemacht habe, stammt entschieden von dem gerügten Schreibtisch. — Ich benutze die Gelegenheit zu einem Hinweise auf Ed. Meyer, Gesch. des Altertums I 2 S. 411 ff. Die dort zusammengefaßten Ergebnisse der neueren Forschungen in Mesopotamien räumen mit den verbreiteten Vorstellungen von mesopotamischer Leichenverbrennung, Totenstädten und anderem mehr gründlich auf. Damit wird auch das hinfällig, was ich in dieser Zeitschrift 1906 S. 341, 347, 1907 S. 670 übernommen und gefolgert hatte, besonders die Annahme symbolischer Verbrennung eines liegenden Hockers. Die hiermit verlorene Analogie für eine altkretische Leichenverbrennung scheint jedoch bei den ältesten Kanaanitern Ersatz zu finden: Archäol. Anzeiger 1909 Sp. 354 f. (Hermann Thiersch). — Eduard Meyer geht übrigens dem Seelenglauben gegenüber selbst bereits in das Extrem, das er für die Reaktion auf gewisse Uebertreibungen der allgemeinen Religionswissenschaft vorhersagt. Ich habe stets davor gewarnt, die religionsbildende Kraft des Animismus zu überschätzen sowie die Götter mit dem Toten zu vermengen, und glaube auch, dem »mythischen Denken« gerecht geworden zu sein; deshalb darf ich wohl sagen, daß Eduard Meyers Neigung, die Toten durchweg als ἀμνηνὰ κάρηνα aufzufassen, mit einer Fülle eindeutiger Tatsachen unvereinbar ist.

bei dieser Gelegenheit wieder einmal betonen, welche Plage es ist, daß man sich zu vielen langen, meist auch im einzelnen unübersichtlichen Fundberichten die Zusammenfassung selbst machen muß — was den Ausgräbern, die die Dinge im Kopfe hatten, so viel leichter gefallen wäre. Daß selbst der Bericht über ein einzelnes Grab den Benutzer, der eine Einzelheit sucht, zur Verzweiflung bringen kann, zeigt Lollings Kuppelgrab von Menidi; ein einfacher Index würde vielen Leuten viele Zeit erspart haben. Für einen guten Index zum ganzen Buche hat Tsuntas denn auch zum Glück gesorgt. — Beigaben und Ausrüstung sind bescheiden: einzelne Becher, Kannen und Näpfe, hie und da ein Messer oder ein Dolch, einmal eine Lanzenspitze primitiver Form wie im vierten Schachtgrab von Mykenä, in Syros und Leukas, ein paar Haarzwicken, Wirtel und Garnrollen. Der Schmuck besteht aus einfachen, selten goldenen oder silbernen Finger- ringen, Halsketten und Brustgehängen (zu diesen vgl. H. Thiersch, Heiligtum der Aphaia S. 405); auch vergoldete Bronzeringe kommen vor. — Der Bericht schließt mit einer Beschreibung der mykenischen Gräber, des Kuppelgrabes und zweier Kistengräber, die sich nur durch das Vorhandensein spätmykenischer Idole und Gefäße neben einheimischen von den anderen Kistengräbern unterscheiden. Auf diese für die Datierung wichtige Tatsache komme ich im Zusammenhange zurück.

In den folgenden Kapiteln wird die Keramik mit größter Sorgfalt behandelt. Die feine Beobachtung an den tiefen Schichten in Sesklo, die genauen Angaben über die Technik, die Herstellung der Gefäßformen und ihrer Entwicklung, die Zusammenstellung und Charakterisierung der Ornamentssysteme, die Feststellung des Verbreitungsgebietes der einzelnen Gattungen legen einen sicheren Grund für die weitere Forschung. Wie viele Fragen noch zu lösen sind, hebt der Verfasser jeweils scharf hervor; seine Nachfolger finden Grundlage und Fragstellungen gleichermaßen vorbereitet. Die Ausführlichkeit der Darstellung wäre dadurch allein gerechtfertigt; wer daran zweifelt, möge einmal selbst eine thessalische »Tumba« angraben und versuchen, aus den Scherbenfunden Geschichte zu machen. Dazu kommt wieder der erzieherische Wert, den solche Akribie für die Lokalantiquare besitzt. Ich kann hier weder einen Auszug noch eine Umarbeitung geben; ebensowenig mag ich einzelne Bemerkungen, die sich zumal der Ornamentik gegenüber aufdrängen, aneinander reihen. Nur die Grundzüge des Befundes will ich versuchen kurz hervorzuheben, ohne die von Jolles teilweise ausgehobenen technischen Angaben zu wiederholen (Archäol. Anzeiger 1909 S. 412 f.); auch auf die Formen kann ich nicht eingehen. Die monochrome Keramik steht technisch schon in der älteren neolithischen Epoche auf großer Höhe: die Fein-

heit der besten Gefäße erinnert Tsuntas an Kamaresware. Die Ornamentik ist dagegen ganz primitiv. In der späteren Steinzeit ist das Verhältnis umgekehrt: die Ornamentik, in welcher Einzelspiralen und Schrägmäander auffallen, ist reich, oft überreich und etwas systemlos ausgeschüttet — eine Erscheinung, die in der gleichzeitigen bemalten Keramik noch stärker hervortritt. Die monochrome Ware der Bronzezeit endlich zeigt entschiedenen Spätlingscharakter: teils roh und grob, teils routinierte aber flüchtige Scheibenarbeit; Metallformen sind häufig, Ornamente selten und kümmerlich. Die anfangs spärliche bemalte Keramik der älteren Zeit ist mit wenigen, einfach geometrischen Ornamenten sparsam und nicht ohne tektonisches Empfinden verziert. Dem Reichtum der nächsten Epoche fehlt, wie gesagt, Maß und Rhythmos oft ganz; Tsuntas selbst findet das regellose Durch- und Nebeneinander aller möglichen geometrischen Formen, auch komplizierter Mäanderbandkonglomerate, mit Recht barbarisch. Bisweilen ist es, als ob ein bereits zu Einzelgebilden vorgeschrittener Atomwirbel sich auf die Gefäße niedergelassen hätte, ohne Rücksicht auf gegebene Horizontalen und Vertikalen. In anderen Fällen kommt die Tektonik mehr zu ihrem Recht und bei den besten Stücken belebt nur eine geringe Asymmetrie das in großen und freien Zügen der Form angepaßte Ornament (T. 11). Blaubraun und hell braunrot steht die Bemalung auf dem glatten blaßgelben Grunde. Dem gegenüber ist der Rückgang in der Bronzezeit wieder sehr auffällig: auch das Beste erhebt sich nicht über die gewöhnlichste Mattmalerei, wie wir sie von vielen Fundstätten kennen.

Das sechste Kapitel umfaßt die Idole, d. h. sämtliche Figuren aus Stein und Ton einschließlich einiger Tiere. Fast alle gehören der Steinzeit an; die älteren sind durchweg aus Ton, erst an der Wende der beiden Epochen, die Tsuntas scheidet, treten steinerne auf. Die Entwicklung stellt sich im allgemeinen als immer stärkere Stilisierung, bei den tönernen auch als Verschlechterung der Technik dar: am Anfang stehen verhältnismäßig naturalistische Frauenfiguren, oft von der bekannten übermäßigen Fettleibigkeit, am Ende violin- und spachtelförmige »Symbole«, ganz ähnlich denen von den Kykladen. Auch der Marmor gleicht dem von den Inseln, so daß diese Idole dorthier stammen könnten. Tsuntas meint, es sei auch unbearbeiteter Inselmarmor eingeführt worden, weil die Bemalung in einem Fall in Stil und Technik thessalisch ist; doch könnte dies ja eine Zutat oder eine Erneuerung sein. Neben Marmor wurde Kalkstein und Schiefer benutzt, beides natürlich einheimisch; diese und die späteren Tonfiguren zeigen, daß die Stilisierung am Ort geschah. Für die Fettleibigkeit — es handelt sich meist nicht um eigentliche Steatopygie,

denn auch der Leib schlägt prachtvolle Fettfalten — vergleicht Tsuntas die von Xenophon bezeugte orientalische Anschauung, daß Leibesfülle ein Zeichen von Reichtum sei. Diese Auffassung ist allerdings weit verbreitet (es heißt z. B. von buddhistischen Mönchen: »sie waren glücklich und wurden fett«) und heute noch lebendig; die alten Thessaler liebten aber offenbar die Frau um ihrer selbst willen; denn sie zeigen sich darin als geschlechtsbewußte Aestheten, daß sie zwar breite fettreiche Hüften und mächtige Schenkel und Arme, aber auch eine schlanke Taille und einen Schwanenhals zu schätzen wußten. Figuren wie T. 32, 1, 3, 4 sind nichts anderes als Karrikaturen des kretisch-mykenischen Ideals, dessen Charakteristika noch unsere heutigen Korsetmoden gewaltsam herzustellen suchen; es ist ja auch noch nicht sehr lange her, daß die »ästhetische« Steatopygie im *cul de Paris* wieder auflebte. Gegenüber der allgemeinen Körperfülle der besten paläolithischen »Venus« sind die thessalischen Terrakotten Zeugen eines verfeinerten Geschmacks¹⁾. Die sitzende Kurotrophos T. 31,2 entspricht dem kretischen Ideal sogar ohne jede Uebertreibung, nur ist die Formgebung natürlich primitiver. Lehrreich ist die Bemalung dieser leider kopflosen Tonfigur. Sie bedeckt in rein ornamentaler Weise alles, auch die Hände und den Stuhl, deutet also nicht etwa die Bekleidung an. Das Ornament paßt sich nun mit unterschiedener Empfindung den Körperformen an. Arme und Unterschenkel sind allerdings ebenso wie die Stuhlbeine quer gestreift, aber je eine rote Linie läuft der Länge nach über die schwarzen Streifen hin und die Verzierung der Oberschenkel besteht aus parallelen Halbellipsen, deren äußerste mit dem Scheitel bis ans Knie reicht. Den in der plastischen Form unklar gebliebenen Bauch deutet eine Spirale aufs beste an und je eine weitere schmückt ausdrucksvoll das Gesäß des Kindes und das der Mutter; letztere wirkt von der Seite wie vertikale »Jahresringe«, deren innere von dem untersten breiten Horizontalstreifen des Rumpfes oben abgeschnitten werden. Durch das

1) Die »Venus« Korrespondenzblatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1909 S. 87. Zur künstlerischen, nicht rassemäßigen Steatopygie vgl. Poulsen, *Archäol. Jahrbuch* 1906 S. 197, Mosso, *Memorie dell' accademia di Torino* 1907 S. 375 ff. und Paribeni, *Bull. di paletnol. ital.* 1908 S. 68 (mir unzugänglich). Es ist sehr lehrreich, daß die wirklich steatopygen (steilbeckigen) Buschmänner dies Charakteristikum in ihren Malereien ebenso übertreiben wie die Brüste ihrer Frauen und den fleischigen Rumpf der wohlschmeckenden Elandantilope: es ist die laute Sprache aller naiven Kunst, die noch auf den ionischen Vasen der »pontischen« Gattung kaum gedämpft ist. Deswegen sollte man den armen Buschmännern keine »tadelnswerte Tendenz« vorwerfen (*Archiv für Ethnographie* 1908 S. 31); das Raffinement der Aphrodite von Medici ist viel »tadelnswerter«.

Ueberwiegen der Horizontalstreifung in der unteren Hälfte der Sitzfigur bleibt der rein ornamentale Eindruck gewahrt; Längsstreifung der dünnen Unterschenkel würde zu wenig Parallelen zeigen. Umgekehrt bewahrt die unsymmetrische Haltung der quergestreiften Arme das Bild vor anorganischer Erstarrung und an den Händen sind sogar die Finger oder die Sehnen der Mittelhand durch Längsstreifen angedeutet. Neben diesem natürlich geformten und sinnvoll ornamentierten Figürchen sind die Bruchstücke jenes in thessalischem Stil bemalten Brettidols aus Marmor abgebildet; wie nur die Einkerbungen am oberen Teil noch an Kopf und Rumpf eines Menschen erinnern, so im Ornament nur die diese Teilung betonenden Querstreifen; an der Stelle des Gesichts befindet sich ein unsymmetrisches määnderähnliches Ornament. Beide Extreme sind nach Technik und Stil der Bemalung einheimisch, und zwar gehören sie dem von Tsuntas unter B zusammengefaßten Stil der jüngeren Epoche der Steinzeit an; gefunden ist das Brettidol 2 m tiefer als die Kurotrophos. Die sonst von der Statistik bestätigte Regel der Entwicklung vom Naturalismus zu äußerster Stilisierung wird hier durch eine sicher einheimische Ausnahme durchbrochen. Hätten sich in einem Versuchsschacht nur diese Figur oben und jene überfetten unten gefunden, so wäre eine Entwicklung von der Karrikatur zu schlichtem Naturalismus festzustellen gewesen! Die Statistik gibt also auch hier wieder einmal nur quantitative, keine qualitative Belehrung.

Die Typik der Figuren ist verhältnismäßig reich. Außer der besprochenen Kurotrophos kommen noch mehr Sitzende vor, davon sitzen zwei am Boden, die eine à la turca, die andere mit breit gestreckten Beinen (S. 294). Gelegentlich kommen Hängebrüste vor, die bei T. 33,6 mit den Bauchfalten in schönster Harmonie stehen. Narbenzeichnung oder Tätowierung sind wiederholt angedeutet und bezeugen Nacktheit des Oberkörpers, ebenso Kränze, Binden, Halsketten, Gürtel und Schurze. Möglich aber leider unerweislich ist einmal Andeutung eines Frauenrockes. Ein Mann ist nur einmal sicher kenntlich; er hält mit beiden Händen sein Glied, dessen Zustand an dem primitiven Tonfigürchen nicht deutlich ist; dafür treten phallosförmige Pfannenstiele ein, die mit wenigen Strichen vortrefflich charakterisiert sind; in Zerelia ist auch ein sitzender ithyphallischer Mann gefunden worden. Die religiöse Bedeutung ist hier wie bei den Frauen, die oft ihre Brüste fassen, klar¹⁾. Eine Frau biegt Schultern,

1) Im Einzelfall wird es oft unmöglich sein zu entscheiden, was bedeutungslos, was künstlerische Betonung der Charakteristika, was endlich religiöse Absicht ist. Vgl. Poulsen a. a. O.; Farrel, Brit. School Annual XIV S. 68; Fehrlé, Die kultische Keuschheit im Altertum S. 38, 4.

Hals und Kopf fast rechtwinklig zurück — um den Busen vorzudrängen? (S. 293). Die von Tsuntas angedeutete Möglichkeit, daß einmal eine Schwangere dargestellt sei, besteht kaum (T. 34, 2; vgl. Poulsen a. a. O.); man wird auch das ungewöhnliche Anlegen der Hände an den Leib bei T. 33, 5 nicht vergleichen dürfen (ob die »Schmucknarben« dort nicht Finger sein sollen?). Endlich gehören zwei, soviel ich sehe nur im Schlußkapitel kurz erwähnte Bruchstücke hierher, welche nach Tsuntas von erotischen Symplegmen stammen. Wie die Phalloi, so finden sich auch Frauenfiguren an Gefäßen, und zwar als Reliefattachen (T. 34, 9; die Rima trotz des Schurzes abgegeben). Auch größere Gesichter begegnen an Gefäßen (S. 301). Ein durchbohrtes Schieferfigürchen, anscheinend das älteste steinerne, ist offenbar als Amulett getragen worden. Sehr wichtig wäre eine andere Figur, wenn man mit Tsuntas darin ein dämonisches Mischwesen, womöglich einen Urkentauren vom Pelion erkennen dürfte: ein menschlicher Oberkörper mit schlichtem, auf Schultern und Rücken herabfallendem Haar endet in vier Beine, die gerätartig stilisiert sind wie bei den primitivsten Tieren von Olympia und von Sesklo selbst. Es handelt sich hier jedoch sicher um eine Sitzfigur, bei welcher in naiver Weise die Beine mit den Vorderbeinen des Stuhles verschmolzen sind; das hat Vassits, *Brit. School Annual XIV* S. 322 mit Recht bemerkt (vgl. z. B. Hoernes, *Urgeschichte der bildenden Kunst T. 3* Nr. 5). Höchst merkwürdig ist endlich, daß unter diesen kleinen Figuren Akrolithe auftreten. Auch die tönernen Köpfe waren bisweilen besonders gearbeitet und eingesetzte Köpfe aus anderem, vergänglichem Stoff, vermutlich Holz, kann es ebenfalls gegeben haben; wenigstens passen einzelne ganz schmale Einlaßschlitze für Ton garnicht, für Stein schlecht. Das Einsetzen der Köpfe ist übrigens nicht auf Thessalien beschränkt, sondern allgemein neolithisch (Mosso a. a. O. S. 389); eine solche Figur aus Phästos steht den mittelguten thessalischen sehr nahe (Mosso T. I 2, 3).

Im siebenten und achten Kapitel werden die sonstigen Kleinfunde besprochen, Waffen, Werkzeuge, Schmuck und allerhand Gerät aus Stein, Metall, Ton und Bein, endlich die Früchte, von welchen Wittmack Proben bestimmt hat. Aus der ältesten Zeit sind Hülsenfrüchte, anscheinend Erbsen, erhalten, aus der jüngeren Epoche der Steinzeit Weizen, Gerste, eßbare Eicheln und wahrscheinlich Bittermandeln; in unsicheren Schichten sind Feigen und Holzbirnen gefunden worden. Aus der Bronzezeit stammt Hirseteig. Der Fund von Weizenähren zusammen mit beinernen Hämmern in den Häusern zeigt, daß dort für den Tagesbedarf gedroschen wurde. Die Klassifizierung, Beschrei-

bung und Besprechung der Kleinfunde zeugt wieder von der dem Verfasser eignen äußersten Sorgfalt und Umsicht.

Das Schlußkapitel sucht die geschichtlichen Folgerungen im größten Zusammenhange zu ziehen. Das Urteil darüber ist stark abhängig von der Auffassung der mehr oder weniger schlecht erhaltenen Bauten; ich gehe deshalb zunächst auf die ersten Kapitel ein. Die Einleitung, die mit ihrem Nachweise von 100 Ansiedlungen den Rahmen eines großen Bildes spannt, in welchem bisher nur Dimini und Sesklo klar hervortreten, wirft naturgemäß mehr Fragen auf, als sie beantworten kann; aber die neuen Fragstellungen bedeuten an sich schon einen Fortschritt, und manche schließt bereits die Antwort in sich; entscheiden kann darüber nur der Spaten. Grundlegend ist die prinzipielle Trennung der großen flachgewölbten oder trapezförmigen und der kleinen kegelförmigen Hügel, die in Thessalien so häufig sind. Von den letzteren zeigen nur vereinzelte an der Oberfläche zahlreiche Scherben vorgeschichtlicher Vasen; bei weitem die meisten, gewöhnlich gruppenweis in der Nähe bekannter Städte gelegenen weisen sehr wenige Scherben auf, deren älteste dem nachmykenischen geometrischen Stil angehören. Darnach erklärt Tsuntas sie gewiß mit Recht für Grabhügel — auch die mykenischen Kuppelgräber in der Ebene müssen vor dem Einsturz ähnlich ausgesehen haben —, während er jene vorgeschichtlichen Steilhügel für Warten, die Flachhügel durchweg für Ansiedlungen hält. Ob diese letztere Scheidung sich in aller Schärfe durchführen läßt, muß sich erst zeigen. Gegenüber einer bebauten Hügelspitze dicht bei Sesklo (Pyrgos) schwankt Tsuntas selbst angesichts reichlicher Scherben und Wirtel, ob es eine gelegentlich als Fluchtburg benutzte ummauerte Warte oder eine abhängige Ansiedlung war, und einmal stellt er auch nach Analogie zweier Burgen in der Herzegowina eine Warte innerhalb einer großen Ansiedlung fest. Mir ist es daher wahrscheinlicher, daß die Grenzen zwischen Warte, Fluchtburg und Wohnburg verschwimmen. Auch bei der stattlichen, sechsfach ummauerten Burg von Dimini nimmt Tsuntas an, daß ihre unbebauten Ringe als Fluchtraum dienten; die ansehnlichen Gebäude innerhalb der oberen Ringe in Dimini und Sesklo sind freilich zweifellos dauernd bewohnt worden, sodaß wir dort zwei Entwicklungsstadien neben einander sehen. Die Hüttenböden auf den Feldern bei Sesklo zeigen, wo die Flüchtlinge für gewöhnlich wohnten. Es ist dasselbe Verhältnis wie zwischen den Unraghen und den zugehörigen offenen Dörfern¹⁾. Stattliche Ringwälle ohne »Herrenhäuser« darin werden sich in Thessalien vielleicht niemals finden —

1) Zusammenfassung der neuesten Forschungen bei R. Delbrück, Arch. Anzeiger 1910 S. 191 f.

falls nämlich die Bevölkerung schon bei der Einwanderung diese einfachste Stufe überschritten hatte; auch dürfte sich selten entscheiden lassen, ob die Gebäude wesentlich jünger als die Umwallung sind. Dagegen ist es sehr wohl möglich, daß die Warten in der Regel ummauert waren und als Fluchtburg für solche dienten, welche die Hauptburg nicht rechtzeitig erreichen konnten; die zahlreichen Scherben können doch nicht gut von einzelnen Posten herrühren. An Gebäuden wird es dort freilich wohl nur primitive Wächterhütten gegeben haben; wirklich hat sich auf der Spitze einer Warte ein Hüttenboden gefunden (S. 123). Unsere Kriege in Südwestafrika bieten Analogien bis ins einzelne: die befestigte Station ist Herren- und Fluchtburg, die Signaltürme entsprechen den Warten; sie können sich einige Zeit halten, sind aber bei ernstlicher Belagerung auf Entsatz durch die Hauptmacht angewiesen.

Die flachen Hügel liegen durchweg in der Ebene oder an ihrem Rande, wie es für eine ackerbauende Bevölkerung paßt. Letztere bieten keine Schwierigkeit: es sind ummauerte Ausläufer des in Wellen ansteigenden Geländes, mit diesem möglichst nur durch einen schmalen Sattel verbunden; Sesklo liegt überdies zwischen zwei Bächen, ein Pergamon im kleinen. Den Hügeln in der Ebene gegenüber erheben sich jedoch verschiedene Fragen. Daß sie nicht natürlich sind, zeigt ein Blick auf die oft sumpfige Fläche, aus der sie sich unvermittelt erheben, und lehrt jede Tiefgrabung. Gruben in der Nähe können zeigen, woher die Erde stammt. Im Inneren scheinen die Fundschichten tief herab zu reichen. Nimmt man dazu zwei unvollständige Ringwälle, so scheint alles klar: wie die einen den Schutz natürlicher Abhänge, so suchten die anderen den einer sumpfigen Umgebung in der Nähe ihrer Felder; sie schütteten einen Ringwall auf — zwei solche sind unvollendet liegen geblieben — und lagerten in langer Zeit so viel Kulturschutt darin ab, daß der Ring sich füllte. Der Beweis dafür, daß dies die Regel gewesen sei, steht jedoch noch aus. Tsuntas meint, die innere Aufhöhung könne in sumpfigem Gelände zum Teil zur ersten Anlage gehören; andererseits glaubt er in Volo Reste eines Hauses auf einem Podium mit Treppe gefunden zu haben und hält auch Pfahlbau für möglich. Mit anderen Worten: es müssen einige solche Hügel in trockenem und in sumpfigem Gebiet untersucht werden. Immerhin hält es Tsuntas schon jetzt für wahrscheinlich, daß die Erklärung der flachen Hügel als Ansiedlungen auch für Makedonien, Thrakien und die Troas gilt; letzteres wäre wichtig, denn die bisher auf Leichenverbrennung zurückgeführte Aschenschicht in Hanai Tepe müßte dann vom Brande eines Dorfes stammen. Der Fundbericht von Frank Calvert bei Schliemann, Ilios,

ist leider durchaus nicht so klar und widerspruchlos wie es auf den ersten Blick und nach Winnefelds Worten, Troja und Ilion S. 548, scheint. Die letzten Angaben von Calvert sprechen entschieden für die Annahme von Tsuntas, die Stärke der Aschenschicht freilich dagegen. Die Reste des Hügels fordern dringend eine neue Untersuchung.

Die Burg von Dimini liegt auf einem Hügelausläufer, der sich 16 m über die Ebene, 5 m über den Sattel erhebt. Sie stellt sich ziemlich rein als Ansiedlung der letzten Steinzeit dar, denn aus der ersten neolithischen Epoche stammen nur wenige Scherben, und von einer älteren Unterschicht der zweiten Epoche konnten auch nur geringe Reste aufgedeckt werden (ein gegen 14 m langer Mauerzug fehlt im Plan). Aus der Bronzezeit liegen nur wenige Hausmauern und ein großer Graben sowie eine Anzahl Gräber vor, die bis in spätmykenische Zeit herabreichen; dem großen Kuppelgrabe entspricht keine ansehnliche Burg wie in Thorikos. Auch die erhaltene Burg mit ihren sechs Ringmauern, die 10000 qm umfassen, ist keine einheitliche Anlage. Ursprünglich bestanden nur drei Ringe, denn durch den vierten ist ein Abflußkanal des dritten verbaut worden. Der zweite und dritte Ring gehören zusammen, denn der zweite umfaßt als Vormauer nur drei Viertel des ersten und setzt an der einen Anschlußstelle eine Flankenmauer des dritten voraus. Solche Vormauern finden sich auch auf den Kykladen und im Orient (Chatti, Jericho; vgl. Berl. philol. Wochenschr. 1910 oder 1911, Anzeige von Köster, Das Pelargikon). Daß der sehr kleine erste Ring je allein bestanden hat, ist nicht wahrscheinlich. Diese kleinere Burg ist einmal gründlich zerstört und dann im wesentlichen auf der alten Spur neu erbaut worden; die stärkste Abweichung des ersten Ringes ist im Plan angegeben. Als bald, vielleicht nicht gleichzeitig, sind die äußeren Ringe hinzugefügt worden; der vierte stellt sich wieder als Vormauer des dritten dar, der fünfte verhält sich zu diesen beiden wie der dritte zum ersten und zweiten, und auch der sechste, von dem nur geringe Reste erhalten sind, folgt erst in größerem Abstände. Da auch dieser äußerste Ring den Rand des Felsabhanges noch nicht erreicht und außerhalb Reste von Häusern nachgewiesen sind, kann noch ein siebenter Ring vorhanden gewesen sein, wie in Ekbatana und vielleicht in Theben. Die Mauern sind aus flachen Bruchsteinen mit Lehmverband erbaut, oft, besonders an der Außenseite, gebüsch, mit einer Fußstärke von 0,6—1,4 m (im Durchschnitt 0,9 m). Da sie ohne Fundamente auf dem geebneten Boden errichtet sind und da die Verteidiger dahinter auf einem Erd- und Schotterdamm standen, der nicht viel höher gewesen sein kann als an den höchsten erhaltenen Punkten (ca. 0,8 m), so kann die Außen-

seite der Mauern auch an steilen Stellen kaum höher als 3 m gewesen sein und braucht sich auf sanfter abfallenden Flächen nicht über 2,5 m erhoben zu haben.

Gelang es dem Angreifer, eine Mauer zu stürmen, so fiel ihm damit erst ein Teil eines Ringes in die Hände — wohl nirgends die Hälfte, wie Tsuntas als untere Grenze angibt, sondern höchstens ein Drittel oder ein Viertel; denn die Ringe sind durch ein ebenso einfaches wie sinnreiches Torsystem in einzelne Abschnitte zerlegt. Trotzdem Neubauten und Zerstörung einzelnes verschleiern, ist die Hauptsache klar. Im Norden und im Süden führen durch alle dort erhaltenen Ringe gerade, schmale Torgänge, die dadurch entstanden sind, daß die in langer Flucht hinter einander gelegenen Tore der einzelnen Ringe durch Flankenmauern verbunden wurden. Pforten in diesen Mauern führen in die Ringe und gestatten einen Rundverkehr. Auch im Westen bestand ursprünglich ein solcher Gang vom ersten bis zum dritten Ringe, doch wurde das Tor des ersten Ringes später vermauert, so daß der vom dritten oder vierten Ringe kommende bis zum nördlichen oder südlichen Tor des ersten Ringes herumgehen mußte. Im zweiten und dritten Ring ist damit eine dritte Querteilung gegeben und in dem bis zu 15 m breiten dritten Ringe ist im Nordwesten eine vierte Teilung in Form eines Torganges deutlich; eine fünfte scheint im Nordosten gewesen zu sein; der stark bebaute dritte Ring zerfiel also in mindestens fünf oder sechs verteidigungsfähige Abschnitte. Wer durch ein Tor des äußersten Ringes eindrang, befand sich in einem nur eben mannsbreiten Gange, an dessen Ende und in dessen Seitenmauern je ein weiteres Tor lag; von dem innersten Ringe trennten ihn noch fünf Tore, von einzelnen Abschnitten des äußersten je eins, dem er sich nicht zuwenden konnte, ohne der dicht gegenüberliegenden Mauer den Rücken zuzukehren. Unter diesen Umständen war es leichter, die Mauern zu stürmen, als durch die Tore einzudringen, denn die Ringmauern sind nicht durch Türme flankiert; nur der vierte Ring zeigt in der Nähe des westlichen Torganges der inneren Ringe eine turmähnliche Verstärkung. Türen scheinen im allgemeinen nicht vorhanden gewesen zu sein; nur einmal ist eine einflügelige Tür nachgewiesen. Man verrammelte die durchschnittlich nur 1 m breiten Pforten wohl im Notfall mit bereitstehendem Material. Im sechsten Ringe ist ein 1,6 m breites Tor erhalten; Tsuntas vermutet wohl mit Recht, daß dieses Maß mit Rücksicht auf das Großvieh gewählt ist, das man in die wenig oder gar nicht bebauten äußeren Ringe flüchtete.

Von der Befestigung von Sesklo ist sehr wenig erhalten, weil die Bäche den Hügel von zwei Seiten angefressen haben, auch sind

die Abhänge nicht vollständig ausgegraben. Immerhin ist an der Westseite für beide Epochen der Steinzeit eine dreifache Ummauerung nachgewiesen; manche Einzelheiten, besonders eine Toranlage ältester Zeit, bleiben leider fraglich. Eine Festungsmauer der Bronzezeit ist dadurch merkwürdig, daß ihr Lehmziegeloberbau einen rhythmischen Wechsel von schwarzen, rötlichen und gelben Ziegeln zeigt; man vermißt hier einen Hinweis auf ähnliche Darstellungen kretischer Bauten.

Gebäude haben sich in Dimini nur im ersten und im dritten Ringe gefunden; der zweite und vierte waren zu schmal und die äußersten Ringe wurden als Fluchtraum freigehalten. In Sesklo sind allenthalben Bauten aus mindestens einer der drei Epochen nachgewiesen, obwohl nicht überall bis auf den gewachsenen Boden herabgegraben worden ist. Von einzelnen kleinen Mauern abgesehen, kann man die Bauweise der Steinzeit wohl als prinzipiell gradlinig und allenfalls auch als rechtwinklig ansehen. In der Praxis sind die Winkel freilich auch bei größeren Gebäuden etwas schief, ebenso in Sesklo, wo das größte Haus so regelmäßig schiefwinklig ist, daß Tsuntas fragt, ob hier eine nachträgliche Verschiebung durch äußere Einflüsse vorliegt — angesichts der allgemeinen Schiefwinkligkeit wenig wahrscheinlich. Die Häuser der Steinzeit sind durchweg reine Bruchsteinbauten wie die Ringmauern; auch die Schwellen bestehen meist aus mehreren Steinen. In der Bronzezeit dagegen überwiegen Häuser, deren Oberbau aus Lehmziegeln und anderem vergänglichem Material bestand; neben annähernd rechtwinkligen kommen äußerst schiefwinklige vor, von einräumigen bis zu vielzelligen. Hie und da sind schmale Gassen wie in Troja III kenntlich. In Erinios hat Kuruniotis einen bronzzeitlichen Bau gefunden, der aus zwei graden Parallelmauern und zwei Halbkreisapsiden besteht. Ein Mauerrest in Sesklo könnte allenfalls von einem ähnlichen Gebäude herrühren. Dagegen stammt ein größtenteils oder ganz unterirdischer halb elliptischer Baurest, den Tsuntas heranzieht, sicher nicht von einem Wohnbau, sondern von einem Vorratsbehälter — oder vielleicht von einem Grab? Außerdem gab es in Sesklo zu allen Zeiten auch Hütten aus Holz und Lehm, viereckige sowohl wie runde. Unter dem vielfachen Gemäuer der letzten Steinzeit im dritten Ringe von Dimini, dessen Erklärung Tsuntas nicht versucht und der Plan nicht gestattet, fallen zwei größere Gebäude auf, die der Verfasser nach dem Vorbilde des Hauptgebäudes im ersten Ringe als Megara ergänzen möchte. In der πόλις ἄκρη findet er das Prototypon für Troja II, Tiryns und Mykenä, den Hof mit Megaron und Nebenräumen, Hallen, Propylon und

Herkeiosaltar¹⁾; auch in Sesklo glaubt er mindestens ein großes doppeltes Megaron mit Hof für die letzte Steinzeit, ein kleines sogar für die älteste Zeit und für die Bronzezeit, in welcher der Megarontypus bisher fehlt, auch ein zweischiffiges Gebäude nachweisen zu können. All diese Häuser sind im wesentlichen nach Süden gewendet.

Ihr Schwergewicht erhält die Auffassung von Tsuntas erst durch die Datierung: er setzt die thessalische Steinzeit ins vierte Jahrtausend, ihren Anfang »spätestens« in dessen erste Hälfte. Ich bin gegen hohe Datierungen auf Grund von Kulturformen und starken Schuttschichten äußerst mißtrauisch und habe das vierte Jahrtausend stets als einen Begriff betrachtet, der für die griechische Vorgeschichte transzendent ist; auch im dritten Jahrtausend gewinnen wir ja erst allmählich durch ägyptische Parallelen festen Boden. Noch heute scheint es mir ganz unmöglich, durch allgemeine Erwägungen zu entscheiden, ob die Funde in Thessalien, Phokis und Böotien 1500 Jahre älter oder jünger sind. Nur zuverlässige Parallelfunde aus datierten Kulturen können zeigen, wo wirkliches Alter vorliegt, wo peripherischer Archaismus, wie ich ihn für Thessalien schon vor Jahren vermutet habe (GGA. 1906 S. 353: die neolithische »Diminiware« frühmykenisch, also zweiten Jahrtausends). Die thessalische Steinzeit kann nur im Rahmen der ganzen Vorgeschichte Europas, Vorderasiens und Nordafrikas datiert werden. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß unsere chronologischen Kenntnisse sich konzentrisch um die zahlenmäßig festgelegten Ausgangspunkte in Aegypten und Kreta erweitern; in dem Kampfe zwischen den Parteigängern Europas und denen des Orients können die zeitlichen Fixpunkte nicht in geschichts- und schriftlosen Kulturen gewonnen werden; dort ist an sich nur eine schematische relative Chronologie möglich. Wenn ein so streng methodischer und kenntnisreicher Prähistoriker wie Paul Reinecke — dem auch die unveröffentlichten Funde von Orchomenos zur Verfügung stehen — mit der Möglichkeit rechnet, daß die Kultur der thessalischen Steinzeit nicht von Südrußland und Siebenbürgen gekommen, sondern dorthin ausgestrahlt, und daß Troja I ins zweite Jahrtausend zu setzen sei²⁾, so scheint mir daraus eine doppelte Ver-

1) Nach Wilamowitz, Sitzungsberichte der preußischen Akademie 1910 S. 373 wäre streng genommen dies ganze Anwesen, nicht nur das Hauptgebäude, Megaron zu nennen.

2) Mainzer Zeitschrift 1907 S. 47, 53. Auch ich habe Troja I stets nur frageweise ins 3. Jahrtausend heraufgerückt, vgl. das Referat Korrespondenzblatt 1908 S. 53 (dort sind übrigens Troja V und VII vertauscht). Herm. Thiersch, Heiligtum der Aphaia S. 411, 1 will Troja I ebenfalls »höchstens« an das Ende

pflichtung zu folgen: erstens, das eine der beiden möglichen Extreme nicht mit solcher Entschiedenheit zu verfechten, wie es Tsuntas tut, sondern sich mit der Alternative zu bescheiden; zweitens, mit dem Spaten nach zuverlässigen Synchronismen zu suchen, wie es die Engländer bereits begonnen haben. Nach den bisherigen Berichten scheint es, als ob die Entscheidung im Sinne derer gefallen sei, die wie ich schematischen Hochdatierungen prinzipiell und im vorliegenden Einzelfall auch gefühlsmäßig mißtrauen.

Für mich lagen die Dinge bisher so: weder die Architekturformen, noch die einheimischen Artefakte gestatten eine sichere Entscheidung zwischen hohem Alter und provinzieller Rückständigkeit; Datierungen aus den Schichtstärken lassen Irrtümer um tausend und mehr Prozente zu, wie Vollgraff gegenüber Evans gezeigt hat, der die Jahrtausende mit naturwissenschaftlicher Freigebigkeit austellt (Rhein. Museum 1908). Also besteht der einzige Fixpunkt in der unteren Grenze, welche die spätmykenischen Grabfunde darstellen. Die anderen, ganz gleichartigen Gräber und die Häuser der Bronzezeit, die nichts Mykenisches enthalten, brauchen deshalb nicht älter zu sein: der Import ist spärlich. Einheimische Gefäße aus der Steinzeit zeigen wiederholt eine auffällige Aehnlichkeit mit kretisch-mykenischer Keramik; das kann zur Not Zufall sein, ist aber doch sehr verdächtig. Dazu kommt die geringe Tiefe des Prodromos bei allen Megara, die als solche gelten dürfen; das Gegenbeispiel S. 99 ist problematisch. Demnach braucht die thessalische Steinzeit selbst mit ihren Anfängen nicht hoch ins dritte Jahrtausend hinaufzureichen; das neolithische Rundhüttendorf von Orchomenos setzt Bulle mit guten Gründen auch erst ans Ende dieses Jahrtausends (Korrespondenzblatt f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 1906 S. 81). Andererseits sind die Schlüsse, die Vassits auf Grund seiner sorgfältigen Untersuchungen serbischer Fundstätten zieht, geeignet, die ganze thessalische Bronzezeit ins spätere zweite Jahrtausend zu verweisen (Brit. School Annual XIV S. 332, 336 ff.). Nun haben die Engländer in der obersten neolithischen Schicht von Zerelia spätmykenische Scherben gefunden; da dies nach ihren Angaben im Annual XIV S. 212 keine vereinzelt Zufallsfunde sein dürften, scheint die Frage entschieden¹⁾.

Damit würde die zweite Hauptfrage, die Jolles im Archäologi-

des 3. Jahrtausends setzen. — Für Südrußland vgl. E. v. Stern, Klio IX S. 140; sein Buch ist mir leider unzugänglich geblieben.

1) Im Journal of hell. studies 1909 S. 360 werden die thessalischen Funde soeben auf Grund neuer Ausgrabungen in die Zeit zwischen 2500 und 1100 gesetzt (Wace-Dawkins). Für die Einwände von Arvanitopoulos in den Praktika 1908 S. 222 fehlt bisher die Begründung.

schen Anzeiger 1909 aufgeworfen hat, stark an Bedeutung verlieren: ob Tsuntas den Megarontypus mit Recht in den thessalischen Ruinen erkennt. Troja II würde nach wie vor an der Spitze stehen und die πόλις ἄκρη von Dimini würde besten Falles als provinzielle Verwandte, wenn nicht gar als Abglanz von Burgen wie Tiryns erscheinen; denn das kleine Megaron der älteren Zeit in Sesklo ist, wie wir sehen werden, ziemlich problematisch. Jolles gründet seine Bedenken ausschließlich auf den Befund des Hauptgebäudes von Dimini, ohne das viel ansehnlichere große »Megaron« von Sesklo und andere Gebäude von ähnlichem Typus heranzuziehen. Nach der Publikation und meiner Erinnerung an die Ruinen, die ich 1903 nach der Ausgrabung ohne Kenntnis der Annahmen von Tsuntas besucht habe, scheinen mir die Dinge so zu liegen: an den in keinem Falle vollständig erhaltenen Bauten der jüngeren neolithischen Epoche ist mehrmals vor einem seitlich frei liegenden Raume eine parastadenförmige Fortsetzung der einen Außenwand vorhanden, die man kaum umhin kann, mit ihrem ganz oder teilweise verlorenen Gegenüber zu einem offenen Prodomos zu ergänzen. Damit ist die Hauptsache, ein Megarontypus wie in Troja II, doch wohl gesichert. Fraglich, aber nicht ausgeschlossen scheint mir das Vorkommen hölzerner Stützen. An Ort und Stelle bin ich nicht auf den Gedanken gekommen, daß den unregelmäßigen Gruben, in welche Tsuntas seine Säulen setzt, architektonische Bedeutung zukommen könne. Nach Text und Plänen, die in den Maßangaben nicht immer genau übereinstimmen (Dimini A), liegen die in der Größe auffällig verschiedenen Gruben in einigen Fällen so, daß man auf den ersten Blick Tsuntas folgen möchte; bei näherem Zusehen macht die reichlich schiefe Lage aber doch bedenklich, auch wenn man die Schiefwinkligkeit der Mauern berücksichtigt. Ferner würden die Holzsäulen wiederholt in gefährlicher Nähe des Herdes stehen und endlich finden sich einzelne Gruben auch weit von der Mitte der Zimmer, eine sogar dicht an der Wand; da sie den anderen völlig gleichen, will Tsuntas auch in ihnen Säulenlöcher erkennen, was aber doch wirklich kaum denkbar ist; denn die angeführte Analogie von Troja II würde nur für eine ganze Reihe von Wandpfosten zutreffen, während hier nur einzelne und weiter abstehende vorliegen. Erwägt man nun noch, daß in einigen Gruben typische Herdabfälle gefunden sind, deren notgedrungene Erklärung als Bauopfer die Unsicherheit noch bedeutend vermehrt, und daß andere Löcher außerhalb der Häuser liegen und als Reste von Holzbauten erklärt werden, so ist es jedenfalls einfacher, die Hypothese umzudrehen und zu sagen: die Gruben können sowohl Abfallgruben wie Pfostenlöcher sein; wo sie klein, regelmäßig gruppiert sowie

unten rings mit Keilsteinen ausgesetzt sind und keine Abfälle enthalten, ist letzteres wahrscheinlicher; wenn Steinbauten an die Stelle älterer Holzhäuser getreten sind, ist die ungefähr, aber nie wirklich axiale Lage erklärlich, ohne daß man Holzsäulen in den Steinbauten anzunehmen braucht. Auch hierüber müssen neue Ausgrabungen entscheiden¹⁾; auf jeden Fall wird man gut tun, die Erklärung von Tsuntas nicht auf die von Bulle so sorgfältig beobachteten und besprochenen Aschengruben in Orchomenos zu übertragen, wie das frageweis bereits geschehen ist (Berl. philolog. Wochenschrift 1908 Sp. 1571).

Ein weiteres Bedenken von Jolles betrifft die Annahme eines kleineren Raumes hinter dem Megaron, den Tsuntas als Thalamos bezeichnet. Für Dimini sind die Zweifel verständlich, nicht jedoch gegenüber dem von Jolles nicht herangezogenen großen Megaron von Sesklo. Die planmäßige und ursprüngliche Anlage des hinteren Raumes ist dort zweifellos, ebenso wenigstens im Prinzip das Vorhandensein eines Opisthodomos: die eine Ante ist voll erhalten, die andere freilich beim Anbau eines kleineren Gebäudes durch eine schiefe Wand ersetzt worden. Noch in einem anderen, allerdings bedenklich komplizierten Fall glaubt Tsuntas einen Opisthodom nachweisen zu können. Für den Opisthodom wie für die Querteilung des Hauptraumes bietet Troja II Parallelen (Megaron B); das Prinzip des frei stehenden Einzelhauses wird durch solche Unterteilungen nicht berührt; auch die Megara von Tiryns und Mykenä sind ja durch Verdoppelung des Vorraumes — in Tiryns mit kretischen Einzelformen — bereichert. In allen diesen Fällen handelt es sich meines Erachtens um eine Trübung des Megarontypus durch den Einfluß des mehrzelligen Hauses. Wenn man nach den bisherigen Funden wirklich schon sagen dürfte, daß der Opisthodom verkümmert und später neu erfunden sei (Noack, Ovalhaus u. Palast S. 26), so könnte man das Verhältnis des troisch-thessalischen »Thalamos« und der Adyta archaischer Tempel, die Tsuntas vergleicht, ähnlich beurteilen und würde sich dabei mit Mackenzies neuerlichen Ausführungen berühren (Brit. School Annual XIV); dagegen spricht jedoch zweierlei. Erstens die Analogie des Kurvenbaus, der trotz der Zurücksetzung in den »klassischen« Architekturen des zweiten und des ersten Jahrtausends kontinuierlich geblieben ist; zweitens die erstaunliche Tatsache, daß das alte Megaron sogar in seiner einfachsten Form noch in den frühhellenistischen Häusern von Priene herrscht. In dieser Erscheinung hat man mit

1) Ob die hocharchaischen Tempel von Priniä mehr lehren, als was Karo im Archäol. Anzeiger 1909 S. 97 andeutet, kann ich leider nicht beurteilen, da mir das Bolletino d'arte unzugänglich ist.

Recht eine glänzende Bestätigung von Noacks Rekonstruktion des altionisch-homerischen Hauses gesehen (Winnefeld, Lit. Zentralblatt 1904 S. 893); sie scheint mir auch zu beweisen, daß Noacks Auffassung des homerischen Thamos als selbständiges Gebäude, nicht als Unterabteilung des Megaron, richtig ist. Wenn Tsuntas angesichts seiner Funde anders urteilt, so ist das begreiflich; seine an sich ansprechende Beweisführung scheidet jedoch daran, daß er einzelne Homerstellen herausgreift, ohne die Gegeninstanzen zu berücksichtigen. Im hellenistischen Hause bei Vitruv und in Priene liegen Thamos und Amphithamos selbständig neben dem Megaron, aber natürlich Wand an Wand mit ihm: Hauptraum und Nebenräume sind dort noch enger als in den Palästen von Arne, Tiryns und Melos III, den Häusern von Mykenä und Gournia III aneinandergerückt¹⁾, zeigen aber immer noch den alten Zwiespalt zwischen dem monarchischen Megaron, dessen gelegentliche Unterteilungen subordiniert sind, und dem republikanischen System des mehrzelligen Hauses; auch der kretische Pfeilersaal ist ja nur *primus inter pares*²⁾. Die jüngeren Peristylhäuser von

1) Noack, *Homerische Paläste* S. 19; *Excav. at Phylakopi* S. 56; Boyd Hawes *Gournia Plan H* Nr. 31—38. Dies freilich nicht vollständig ausgegrabene Haus scheint ein Beispiel des »achäischen« Typus in Kreta zu sein: es gehört der Verfallzeit an. Für zufällig möchte ich dagegen die äußerliche Ähnlichkeit eines Hauses in Phylakopi II halten, *Excavations* S. 44, *Annual XIV* S. 390; die größere Breite des vorderen Raumes zeigt seine Selbständigkeit gegenüber dem hinteren. Auch in Phylakopi III darf ein Haus wie *Excav. S. 55* nicht mit dem Megarontypus in Verbindung gebracht werden.

2) Dörpfeld hat seine Erklärung des Pfeilersaals mit einer Hypothese über seine Entstehung verbunden: zu Grunde liege ein luftiger Peripteralbau, dessen Wände ganz in Oeffnungen aufgelöst seien wie bei der Urform, dem viereckigen Zelt, dessen Seitenbahnen man hochklappte und stützte (Athen. Mitteil. 1905 S. 272 ff.). Demgemäß nennt Noack den Pfeilersaal »eine nicht weiter entwickelungsfähige Einzelzelle« und unterstützt Dörpfelds Annahme mit der Bemerkung, die Beibehaltung von Pfeilern und Vorhalle auch nach dem Inneren des Hauses zu zeuge für die ehemalige Selbständigkeit des Saales (Ovalhaus und Palast S. 51 f.). Ich will den Begriff des Hausinnern hier nicht näher untersuchen, obwohl die damit angedeutete peripherische Lage des Saales keineswegs Regel ist. Wichtiger sind Noacks durchaus zutreffende Worte, daß Dörpfelds südliches Einzelhaus »als ein günstiges und beliebtes, äußerst anpassungsfähiges Einzelmotiv bald mit einer, bald mit zwei und einmal auch drei Pfeilerseiten, in den verschiedensten Dimensionen und an den verschiedensten Stellen eingefügt war«. Damit werden wir auf einen ganz anderen Weg geführt. Solange Dörpfelds Einzelhaus nicht als solches nachgewiesen ist, stellt es nur eine Hilfskonstruktion dar, durch welche der Tatbestand in den kretischen Palästen historisch erklärt werden soll. Dieser Tatbestand läßt sich aber viel einfacher erklären, sobald man den Pfeilersaal mit den anderen Säulenhallen und Peristylen zusammenstellt (Noack S. 16 ff.). Man sieht dann, daß die Aufgabe überall die gleiche ist, nämlich die Licht- und Luftschächte auszunutzen, ohne Unbilden der Witterung in Kauf nehmen zu müssen. Licht-

Priene und Delos zeigen dann den Sieg des kretischen Systems im Sinne des orientalischen Chans. Eine Zerspaltung des geschlossenen »Nordhauses« — das freilich auch in der heißen Zone herrscht, weil die einräumige Form die einfachste ist — durch das südöstliche Hofhaus findet Hermann Thiersch in dem Ovalhaus von Chamaizi¹⁾; in und Luftschächte erfordert jedes mehrstöckige Gebäude, das zu vielzellig ist, um durch Fenster und Türen überall genügend erhellt und gelüftet zu werden — wie allem Anschein nach bereits die frühminoischen Anlagen von Vasiliki. Der Pfeilersaal ist als heller luftiger Innenraum die Blüte der natürlichen Entwicklung des großen vielzelligen Stockwerkbaus; seine Isolierung durch die Lichtschächte, auch gegen das »Innere des Hauses«, darf nicht dazu verführen, ihn ähnlich zu beurteilen wie die »achäischen« Megara, die wirklich Einzelhäuser sind; denn diese Isolierung ist im Innern des vielzelligen Hauses erwachsen, nicht von außen hineingetragen. Noack übersieht, daß die Häufung der Schächte durchaus nötig ist, um den Sälen eine Fülle von Licht und Luftzug zuzuführen. Gerade darin liegt das Raffinement, das Bulle mit Recht hervorhebt (Orchomenos S. 52); ein Zelt mit hochgeklappten Wänden ist dagegen ein sehr einfaches Ding und kann den spezifischen Tatbestand in den Palästen nicht erklären. Die Peristyle endlich haben mit dem hypothetischen peripteralen Hause vollends nichts zu tun; sie stellen eine künstlerisch durchgebildete Erweiterung des Schachtes zum inneren Wohnhof dar, nähern sich also dem Chantypus, welchem sonst nur die großen Zentralhöfe entsprechen. Die einzelnen Baukomplexe der kretischen Paläste sind keine Chane, sondern mannigfache Erscheinungsformen des geschlossenen vielzelligen Hauses. Darin besteht ihre Eigenart gegenüber orientalischen Palästen wie dem des Sargon in Khorsabad, der eine Häufung großer und kleiner Chane darstellt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens davor warnen, zuviel auf die angeblichen Forderungen des Klimas zu geben. So gibt es z. B. spitze Dächer überall in der heißen Zone und flache Dächer bewähren sich im Norden und im nordischen Hochland Kleinasiens vorzüglich; man braucht den Schnee nicht häufiger herabzuwerfen als von Satteldächern und leidet sogar weniger unter Undichtigkeiten. Nun sagt Dörpfeld: »Hölzerne Türen dürfen im Orient nicht so angebracht werden, daß sie den zerstörenden Wechselwirkungen der Sonne und des Regens direkt ausgesetzt sind«. Ich will keine endlose Reihe von Gegenbeispielen aus alter und neuer Zeit aufzählen und äußere deshalb nur den Wunsch, daß die Geheime Kalkulation des Auswärtigen Amtes Dörpfelds Worte nicht lesen möge; sie dürfte ihm sonst ergebenst anheimstellen, die Holztür des Instituts in Athen, die Sonne und Regen schutzlos ausgesetzt ist — man kann sich im Hochsommer an ihren Metallteilen die Finger verbrennen —, umgehend mit einer Vorhalle zu versehen.

1) Lit. Zentralblatt 1909 S. 513. Diese Formel wird auch Mackenzie's Einwänden gegen Noack gerecht, Brit. School Annual XIV S. 414 ff. Selbst wer Mackenzie nicht in allem folgt, muß angesichts des frühminoischen großen Hauses von Vasiliki und der neuen Datierung des älteren Palastes von Knosos zugeben, daß dem Ovalhaus die von Noack so glänzend verfochtene entwicklungsgeschichtliche Bedeutung nicht zukommt. Der reine Kurvenbau ist von Natur einräumig; in seiner großartigen Entwicklung zum Pantheon und darüber hinaus ist er sich selbst treu geblieben; im Wohnbau dagegen mußte er an der Differenzierung der

Priene erstickt das alte Megaron »in des Orients Umarmung«. Prinzipiell genau so weit waren bereits die vorgeschichtlichen Bewohner der Kykladen gewesen: das Rundhüttengehöft der Büchse von Melos zeigt denselben Chantypus wie das hellenistische Peristylhaus; dessen künstlerische Durchbildung haben auch schon die Aegypter und die Kreter vorweg genommen.

Nur kurz kann ich noch auf Einzelheiten und auf die anderen Architekturfunde eingehen. Das angebliche Megaron 37 in der ältesten Schicht von Sesklo kann nicht als gesichert gelten, ehe die Ergänzung

Bedürfnisse sterben, ob er nun mit einem Hofhause, einem Dielenhause oder mit welcher gradlinigen vierräumigen Anlage immer in Wettbewerb trat. Der Hof an sich sprengte die Ellipse noch nicht; er hatte darin ebenso gut Platz wie das Impluvium im viereckigen Hause; für Noacks Dachkonstruktion ist es sogar ganz gleichgültig, ob sie konvex oder konkav, nach außen oder nach innen entwässert war. Entscheidend ist allein die Schwierigkeit der Raumteilung; die Division in Chamaizi ist kaum weniger unpraktisch als die Multiplikation bei der Gehöftbüchse von Melos. — Der Befund des Ovalhauses läßt übrigens mancherlei Zweifel zu. Für die Deutung des innersten Raumes als Hof spricht zwar, daß die »Zisterne« durch den Stuck im Inneren ihres Oberbaues als solche erwiesen scheint, also nicht etwa ein Kornspeicher war; andererseits befremdet es jedoch, daß zwar der Eingang, nicht aber der »Hof« gepflastert ist. Endlich ist nicht zu vergessen, daß Xanthoudidis selbst angibt, der Plan sei nicht mathematisch genau. — Uebrigens zeigen die Institutsphotographien der vorgeschichtlichen Häuser von Olympia, daß es durchweg oder doch vorwiegend Ovalbauten mit grader Front, nicht Apsidenhäuser sind, wie Dörpfeld irreführend sagt. Wäre mir dies früher bekannt gewesen, so hätte ich in meiner Anzeige von Bulles Orchomenos GGA. 1909 S. 552 natürlich anders über seine Ergänzung der orchomenischen Häuser geurteilt. — Endlich scheint mir eine lückenlos vorliegende moderne Entwicklung von runden über ovale zu gradlinigen Räumen mit Segmentapsiden zu lehrreich, um sie bei Seite zu lassen; denn auch hier ist die Vermehrung der Bedürfnisse das treibende Element. Ich meine die Geschütztürme der Kriegsschiffe. Die ideale Form ist die kreisrunde, weil die Geschosse daran am leichtesten abgleiten. Sie herrschte anfangs ohne Ausnahme und ist bei dem die Munitionsaufzüge, Bewegungsmechanismen und Telegraphenleitungen bergenden Unterbau, auf welchem sich der Turm dreht, nie aufgegeben worden. Die Turmkammer selbst mußte jedoch der Vollkommenheit der Artillerie Rechnung tragen. Die Notwendigkeit immer stärkerer Panzerung und die Vergrößerung der Geschütze zwang zu äußerster Gewichtsersparnis in der Form, die Vermehrung der Apparate zu äußerster Raumausnutzung: die Türme wurden oval und alsbald wurde auch die Front bzw. die Rückseite gerade. Neuerdings sind meist die Langseiten gerade, während Front und Rückseite oder nur eine von beiden als Segmentapsis gebildet wird. Die Einziehung von Panzerwänden zwischen den beiden (nächstens den drei) Geschützen bringt mit der Mehrräumigkeit ein neues zur Gradlinigkeit drängendes Moment. Diese Entwicklung ist nur scheinbar durch polygonale Formen gestört: diese sind ein Notbehelf einzelner Fabriken, denen die Herstellung großer gebogener Platten aus modernem Panzerstahl nicht gelang. Daß ältere Formen hie und da nachleben, versteht sich.

von Tsuntas durch Beseitigung der teilweise darüber liegenden späteren Gebäude bestätigt ist — ein Opfer, das zur Feststellung oder Ausscheidung dieses ältesten Beispiels entschieden gebracht werden sollte. Erhalten sind die Nordostfront und ein längeres Stück der Südostseite eines kleinen Gebäudes mit zwei kurzen Parastaden, deren eine schmaler als die Längsmauer ist und nur mit deren Innenseite bündig liegt; die andere war nach ihren Resten normal. Dicht neben ihr liegt die Tür, eine in Sesklo häufige Verschiebung, die sich von den ägyptischen Königsgräbern der zweiten Dynastie bis zu den theräischen Gräbern des siebenten Jahrhunderts verfolgen läßt¹⁾. Ungefähr in der Mitte des erhaltenen Stückes der südöstlichen Längswand liegt eine zweite Tür und etwa 1,3 m weiter folgt ein außen rechtwinklig ansetzendes ganz kurzes Mauerstück, das im Plan als unvollständig bezeichnet ist, also länger war. Im Text kann ich kein Wort darüber finden, obwohl eine Mauer an dieser Stelle nicht nur den von Tsuntas dort angenommenen Weg kreuzen, sondern den Charakter der ganzen Anlage als Megaron in Frage stellen würde. Die Zweischiffigkeit eines Hauses aus der Bronzezeit in Sesklo ist ebenfalls problematisch, weil nur zwei Löcher dicht bei der Tür und in reichlich schiefer Lage gefunden sind; sie gehören zu einem verbrannten älteren Hause, was die Unsicherheit noch vermehrt.

An baulichen Einzelheiten der Steinhäuser ist folgendes zu bemerken. Der Boden ist in der Steinzeit meist ein guter Estrich, selten ein Pflaster; in der Bronzezeit herrscht dagegen letzteres. Lehmputz der Bruchsteinwände ist in Sesklo wahrscheinlich. Die einflügelige Tür besitzt nur in der Bronzezeit einmal ein Gewände aus Steinplatten, dessen Höhe auf 1,4 m bestimmbar ist; der Sturz ist nie erhalten, war also vielleicht aus Holz, doch bestand in einem Falle auch die obere Türpfanne aus Stein. Das Zapfenloch in der Schwelle ist wiederholt von kleinen hochkantigen Platten umgeben, denen ein Ausschnitt in der Tür entsprechen mußte, wenn sie bis zur Schwelle herabreichte; auch gemauerte Zapfenlöcher kommen vor. Im »Thalamos« ragt einmal in einer Höhe von 0,6 m ein Steinzapfen aus der Wand, an welchen die Tür festgebunden werden konnte; ein andermal scheint ein Holzpfosten als Anschlag gedient zu haben. Daß die Megara ein Satteldach besaßen, schließt Tsuntas daraus, daß neben den Langseiten des Megaron B in Dimini schmale, hinten geschlossene Gänge bestanden, deren talwärts gelegener gepflastert ist (um ein

1) Vgl. Athen. Mitteilungen 1905 S. 351, 1; Mackenzie, Annual XIV S. 366, 371, 376, 389, 407, 412 f., 415. Nordische Analogien: Thümmel, Der germanische Tempel, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 35, 1909, S. 93.

Unterwaschen der Ringmauer zu verhüten). Das große Megaron von Sesklo zeigt an beiden Langseiten einen solchen Pflasterstreifen. Da schräge Dächer auch für die Hütten der älteren Zeit durch Lehmadbrücke gesichert sind, scheint der Schluß zwingend, denn in Sesklo fällt die für Dimini denkbare Erklärung als Wehrgang fort. Hier erhebt sich übrigens eine Frage, die Jolles schon angesichts des an die Ringmauer stoßenden ›Thalamos‹ des Hauptmegaron von Dimini gestellt hat: wie wurden die niedrigen Mauern da verteidigt, wo Gebäude von beträchtlicher Länge innen anstießen, wie das in Dimini der Fall ist? Wer auf den Mauern oder auf den Dächern stand, begab sich jeder Deckung. Man hat doch schwerlich nach Erbauung der äußeren Ringe den Wehrgang der inneren preisgegeben; dieser und andere Auswege sind aus verschiedenen Gründen nicht gangbar, solange die wohlbegründete Annahme von Tsuntas besteht, daß die Verteidiger hinter den Mauern standen.

Daß die alten Thessaler ein Fußmaß besessen hätten, wäre nicht zu verwundern; merkwürdiger wäre es schon, wenn sie bei ihren windschiefen Häusern feste Proportionen angewendet hätten. Letzteres glaubt Tsuntas an einem sonderbar krummen Gebäude nachweisen zu können, dessen Ausnahmestellung dazu wenig geeignet scheint, und dessen schematische Ergänzung als Megaron mit Opisthodom schweren Bedenken unterliegt (S. 99); überdies verschwindet die angebliche Prodomosante unter späteren Bauten. Hier scheint mir der Verfasser ebenso zu weit zu gehen wie in der Deutung des rohen Anbaus hinter dem großen Megaron von Sesklo als Megaron mit geschlossenem Prodomos. Wenn dagegen ein Fußmaß von 30—32 cm nicht nur häufig aufgeht, sondern auch an den Lehmziegeln der erwähnten bunten Festungsmauer aus der Bronzezeit wiederkehrt, so wird das doch wohl kein Zufall sein.

Es erübrigt ein Blick auf die Gesamtanlage der πόλις ἄκρη von Dimini. Wie die Rückseite des Megaron, so lehnen sich auch die Nebenräume an die Ringmauer. Von der langen graden Strecke der Westmauer gehen nun in ziemlich regelmäßigen Abständen eine zu ergänzende und drei ganz erhaltene Zungenmauern von 2 m Länge aus. Als Stützpfiler zu lang, haben sie gewiß ein Dach getragen, wie das Dörfeld bereits für eine ganz gleichartige Anlage an der inneren Hofmauer von Troja II erschlossen hat. Diese Kammerfluchten verhalten sich zu den Hallen von Tiryns wie die freilich aus Strebepeilern entstandenen Nischen im alten Heraion von Olympia und in Phigalia zu den Seitenschiffen modernerer Tempel. In der mittleren Kammer sind krippenartige Einbauten kenntlich; im Text erwähnt Tsuntas auch eine im Plan fehlende dünne Mauer, die in 0,9 m Ab-

stand von der erhaltenen Nordwand der Burgmauer parallel lief und genau die Länge der Kammer (mit den Wänden) besaß; sie sei zu dünn, um mit ihrem Lehmverband dem Regen ausgesetzt gewesen zu sein. Demnach wird man hier einen geschlossenen Stall erkennen dürfen, während die beiden anderen an der Wetterseite im Westen geschützten Kammern nach Osten vermutlich offen waren. Sehr wahrscheinlich ist dies für die ältere Periode der südlichen Kammer, in welche vor der Einebnung des ursprünglich nach Westen abfallenden Hofes das später vermauerte Westtor führte: Tsuntas sieht darin ein einfaches ^{Südtor} Propylon einfachster Art und glaubt ein solches auch für das Südtor annehmen zu dürfen, wo die Wand eines Zimmers und eine (jetzt!) alleinstehende Zungenmauer ein Auflager für das Dach bieten würden. Mit dem gleichen Rechte könnte man zwischen einem Zimmer und der Ringmauer auch am Nordtor ein solches Propylon ergänzen; ein Beweis dafür läßt sich jedoch nicht erbringen, denn das Westpropylon ist eine Zufallsbildung und könnte sogar zu einem geschlossenen Zimmer ergänzt werden, wie die Analogie der »Ausfallpforte« der Burg von Syros zeigt (Ἐφημερίς 1899 S. 117λ); dort denkt auch Tsuntas nicht an ein Propylon. Wie diese Analogie zu Troja, Tiryns und Mykenä, so muß auch eine weitere hypothetisch bleiben: der Hofaltar, den Tsuntas in formlosen Stein- und Aschefunden erkennen möchte; denn dicht daneben gelegene Mauerreste der älteren Epoche gestatten die Annahme, daß es sich um den Herd eines alten Hauses handelt. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die sorgfältigen Beobachtungen über Form und Benutzung der Herde, Backöfen und Vorratsbehälter in den Häusern hingewiesen; manches war genau so, wie es noch heute in den Hütten der thessalischen Hirten ist.

Hütten aus Holz, Schilf und Lehm sind in Dimini nur für die Bronzezeit aus dem Fehlen steinerner Häuser hinter dem Festungsgraben zu erschließen, in und um Sesklo jedoch sind von der ältesten neolithischen Epoche bis in die Bronzezeit runde und viereckige Hütten nachgewiesen. Der Grundriß ließ sich nur bei einigen Rundhütten außerhalb der Mauern feststellen. Eine altneolithische Hütte am ansteigenden Abhang war kreisrund mit ovalem Vorraum, der doch wohl, wie bei den meisten italischen Hütten, unbedeckt war. In der Ebene liegen einige rundliche Hüttenböden aus der frühen Bronzezeit. Die besterhaltene Anlage zeigt einen Herd an der Peripherie und drei tiefere Gruben, von welchen zwei einander gegenüber gelegene in den Rand der Hütte einschneiden, während die dritte ihrerseits im rechten Winkel zu der so gegebenen Achse an die eine von diesen anschließt. Die einzelne Grube enthielt Asche, die beiden an-

deren wahrscheinlich Vorräte; die äußere verengt sich nach oben und ist noch 60 cm tief. — In der älteren Ansiedlung von Sesklo müssen die Hütten ursprünglich viel zahlreicher als die Steinhäuser gewesen sein. Die Rücksicht auf die darüber liegenden Bauten gestattete nicht, aus Pfahlöchern und Böden Grundrisse festzustellen, doch erweisen die Lehmabdrücke von Schilf und runden Pfählen, daß es viereckige Hütten mit ziemlich stark geneigtem Dache gab. Beide Hauptformen sind also schon für die älteste Zeit belegt; auch innerhalb der Mauern gab es gewiß Rundhütten. Die Bauweise einer viereckigen Hütte stellt Tsuntas im wesentlichen überzeugend bis ins einzelne her; nur die Frage, ob das Dach sattel- oder pulthförmig war, läßt er im Text offen. Ein Walmdach ergänzt Mosso ohne zwingenden Grund bei der merkwürdigen »Häuptlingshütte« von Canatello bei Girgenti, auf deren Bedeutung innerhalb des Rundhütten-dorfes ich in diesen Anzeigen schon einmal hingewiesen habe (1909 S. 557, 2); nach Grundriß und Proportionen handelt es sich dort offenbar um ein Megaron primitivster Art¹⁾.

Dem großzügigen Geschichtsbild, das Tsuntas im letzten Kapitel unter Heranziehung eines reichen Vergleichsstoffes entwirft, sind durch die Verschiebung der Datierung die Grundlagen entzogen. Die Vergleiche selbst verlieren darum nichts von ihrem Wert, soweit sie zutreffen. Hier und da geht der Verfasser freilich zu weit. So kann man beispielsweise das Fehlen der Basis bei der dorischen Säule doch wirklich nicht daraus erklären, daß die (hypothetischen) Holzsäulen der thessalischen Megara in den Boden gerammt waren. Auf diesem Wege ist alles möglich, auch die Ableitung des dorischen Tempels von den Pfahlbauten von Celebes. Die ästhetische Erklärung von Furtwängler, der Dreifüße geometrischen Stils vergleicht, dürfte auch historisch zutreffen; Tsuntas übersieht, daß die gemeinsame Basis aller Säulen, die Stufenkrepis, eine typische Sockelform ist. Anderes ist durch neuere Forschungen überholt, so die Heranziehung des Parthenon für den »Thalamos« durch Th. Reinach (Bulletin de correspond. hellénique 1908 und 1909), die Beurteilung der neolithischen Keramik von Kreta durch Mosso (Monum. dei Lincei XIX) und besonders die Feststellung des thessalischen Megarontypus in Hagia Triada bei Phästos durch Noack (Ovalhaus und Palast). Auch der

1) Mosso vergleicht eine ähnliche Hütte, die er in Molfetta ausgegraben hat; ob dort noch weitere von ähnlichem Grundriß gefunden sind, weiß ich nicht, da mir die Publikation von Maximilian Mayer leider unzugänglich ist. Zahlreiche Langhäuser mit Prodomos, nach Götzke aus der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr., werden soeben in Buch bei Berlin ausgegraben (Berl. Tageblatt 1910 Nr. 260).

Versuch, den Festungsbau geographisch und zeitlich von den vielen schwachen Ringen von Dimini über Euböa-Syros-Melos bis zu dem starken einfachen Ringe der argivischen Burgen zu verfolgen, bedarf beträchtlicher Einschränkungen, im ganzen (vgl. Schulten, Numantia S. 31 ff., der für Kreta freilich veraltete Quellen benutzt) wie im einzelnen. Z. B. hält der Verfasser die Herkunft der Bewohner von Chalandriani auf Syros aus Euböa für sicher, weil in Euböa ähnliche, aber etwas primitivere Grabfunde gemacht sind und weil Chalandriani im Norden von Syros am Meer liegt. Das ist doch nur eine von mehreren möglichen Erklärungen des Befundes. Beim gegenwärtigen Stande dieser Forschung ist es geboten, die Kunst des Nichtwissens, die von Peet, Wace und Thompson in der Classical Review 1908 im einzelnen vertreten und von Eduard Meyer im Prinzip gefordert wird (Geschichte des Altertums I 2 S. 673, 735, 753, 765, 787), in dem Sinne zu üben, daß man alle Möglichkeiten durchdenkt und sich nur da entscheidet, wo zwingende Gründe vorliegen. Deshalb kann ich auch in Mackenzies Abhandlung im Annual XIV (Cretan Palaces IV) nur in Einzelheiten eine Förderung finden. Mackenzie zieht sich gegenüber Bulle und Noack in eine letzte Stellung zurück, indem er die Differenzierung von Nord- und Südhaus durch Zentralherd und Kohlenbecken in die Vorzeit verlegt, an der südlichen Keimform für beide aber festhält. Ich kann darauf um so weniger eingehen, als die Herabdatierung der thessalischen Funde dem von Mackenzie vertretenen Extrem den Boden ebenso entzieht wie dem von Tsuntas verfochtenen. Nur möchte ich prinzipiell betonen, daß Urformen in der ganzen Welt spontan entstehen und daß es unzulässig ist, den zufälligen Ausschnitt eines im ganzen unklaren Gebäudes, dessen Raumteilung überdies auf nachträglichem Einbau einer Zwischenwand beruht, zur Grundlage einer hypothetischen Entwicklung zu machen (Mackenzie S. 375 Abb. 12, Tsuntas S. 86).

Was endlich die ethnologischen Ausführungen von Tsuntas betrifft, so muß ich deren Beurteilung im einzelnen den Historikern überlassen (vgl. Kornemann, Klio VI S. 174 f.; Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I 2 S. 718 ff., 803). Diese werden auch zu prüfen haben, ob die neue Datierung gestattet, den Niedergang in der ersten Bronzezeit mit den Thessalern zu verbinden und somit den noch systemlosen, aber reichen geometrischen Stil der letzten Steinzeit den Nordgriechen des 2. Jahrtausends zuzuweisen; dadurch würde die an sich große kunstgeschichtliche Bedeutung der neuen Datierung noch erhöht (vgl. GGA. 1906 S. 350 f., Journal des savants 1907 S. 217, Pottier). Im ganzen scheint mir gegenüber ungenau oder gar nicht datierbaren Funden äußerste Zurückhaltung am Platze. Bei

griechischen und hie und da auch bei italienischen Gelehrten habe ich bisweilen den Eindruck, als ob sie nicht auf dem Boden der modernen Forschung, sondern in der direkten Tradition der antiken Geschichtsschreibung ständen. Folgendes wird z. B. allen Ernstes und nicht nur beiläufig zum Beweise dafür angeführt, daß die steinzeitlichen Thessaler Pelasger — und zwar Vorgriechen, nicht etwa die Griechen der Pelasgiotis — gewesen seien: Herodot sagt, die Griechen hätten von den Pelasgern gelernt, den Hermes ithyphallisch darzustellen; in Sesklo sind phallosförmige Pfannenstiele, ein Mann, der sein Glied hält und zwei Bruchstücke, die von Pärchen zu stammen scheinen, gefunden worden — dazu kommt jetzt der sitzende ithyphallische Mann aus Zerelia. Folglich waren die alten Thessaler Pelasger! Dem gegenüber kann man doch nur fragen, wie Wilamowitz zu Dörpfelds leukadischer Wasserleitung: »Trank denn Odysseus alleine Wasser, hütete Eumaios alleine Schweine«? Ich fürchte, die Pelasger leben heute noch oder haben doch wenigstens auf der ganzen Erde Schule gemacht. Auch Eduard Meyer dürfte an diesen unsterblichen Pelasgern wenig Freude haben. Doch das sind Kleinigkeiten, die den Wert des ausgezeichneten Werkes in keiner Weise beeinträchtigen können; es ist eine archäologische Editio princeps und als solche ist es mustergiltig.

Basel

Ernst Pfuhl